

Hans G. Nutzinger

## Max Weber, die Institutionenökonomik und der »Wirtschaftsnobelpreis«

Im Sommer letzten Jahres wurde im deutschen Sprachraum viel über Max Weber gesprochen und geschrieben (auch im *Leviathan*). Zum einen geschah das aus Anlass seines 100. Todestages, der manchen auch deswegen so bedeutungsvoll erschien, weil dieser 1920, einem Ondit zufolge, sein Leben als Opfer der damals sich weltweit ausbreitenden Spanischen Grippe verloren hatte. Die Realität war weniger bedeutungsschwanger, denn Max Weber starb nicht *an dieser*, sondern *während der dritten Welle dieser* Pandemie, nämlich an Lungenentzündung, der sein durch Überarbeitung geschwächter Körper nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Und wir befinden uns jetzt, 100 Jahre später, wieder – nicht nur deutschland-, sondern weltweit – mitten in einer neuen Pandemie, der globalen »Corona-Krise«, der Politik und Gesundheitswesen zunächst überall ziemlich ratlos gegenüberstanden. Da Impfungen und erfolgreiche Therapien anfänglich noch nicht ausreichend zur Verfügung standen, griff man auf traditionelle Verfahren der Seuchenbekämpfung wie Quarantäne und Abstandsgebote zurück, die bereits 1920 mit einigem Erfolg praktiziert worden waren. Das ergibt einen weiteren, allerdings indirekten wissenschaftstheoretischen Bezug zwischen diesen beiden Daten, auf den ich zum Schluss dieses Textes zu sprechen komme. Der *zweite*, weit erfreulichere Anlass für das wieder erwachte Interesse an Max Weber war der erfolgreiche Abschluss der historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Schriften und Briefe, der vielbändigen MWG, an den viele, auch ich selbst, kaum mehr geglaubt hatten.<sup>1</sup>

Max Weber spielt auch im folgenden Bericht eine, aber nur sekundäre, Rolle. Der Bericht spielt ein wenig in der »Ivy League«, der Liga der besonders renommierten, altehrwürdigen und efeuumrankten amerikanischen Universitäten, hauptsächlich aber am Massachusetts Institute of Technology (MIT), das eine besondere Klasse für sich beansprucht, und er beginnt 1987 in der hoch angesehenen

1 Die jahrzehntelangen Bemühungen für eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke von Max Weber, kurz: MWG, waren 47 Jahre nach den ersten Planungen und 36 Jahre nach dem Erscheinen der beiden ersten Halbbände über *Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland 1892* (Band I/9) mit der Veröffentlichung des Bandes III/2 über *Praktische Nationalökonomie* doch noch zu einem erfolgreichen Abschluss gekommen. Das Hauptverdienst an dieser unerwarteten Bestätigung der oft schon widerlegten Volkswisheit »Was lange währt, wird endlich gut« kommt dem Heidelberger Soziologen Wolfgang Schluchter zu, der, als letzter Überlebender von ursprünglich fünf Hauptausgebern und verantwortlicher Sprecher des Herausgeberkreises, durch seinen, man kann sagen, fast lebenslangen Einsatz für dieses Megaprojekt das glückliche Ende des verdienstvollen Forschungsvorhabens überhaupt erst ermöglicht hat.

nen Fachzeitschrift *Econometrica*, die sich seit 1933 die Entwicklung mathematisch-statistischer Methoden und mathematischer Modelle in den Wirtschaftswissenschaften auf das Panier geschrieben hat. Ich war 2000-2003 jeweils mit halbem Deputat an meiner Kasseler Universität und am Erfurter Max Weber-Kolleg tätig und hatte für das Wintersemester 2001/2002, passend zu Max Weber in Erfurt, eine institutionenökonomische Lehrveranstaltung an meiner Heimatuniversität vorbereitet. Dabei stieß ich auf einen Artikel aus der »Neuen Institutionenökonomik« in *Econometrica*,<sup>2</sup> der mir unerwartete Schwierigkeiten bereitete, weil ich ein wichtiges Ergebnis der beiden Autoren, des schwedisch-sprachigen Finnen Bengt Holmström, am MIT tätig, und des US-Amerikaners Paul Milgrom (Stanford University), nicht nachvollziehen konnte.

Den beiden ging es um eine Verallgemeinerung der »Prinzipal-Agenten-Theorie«, die sich im Rahmen der *New Institutional Economics* vor allem mit dem Problem des »Prinzipals« herumschlägt, dass sein »Agent« sich »opportunistisch« verhält, also eigene Ziele verfolgt, die von denen des Prinzipals abweichen. Der jüngst verstorbene Mitbegründer dieser neuen Denkrichtung, Oliver E. Williamson (USA), der an der University of California Berkeley gelehrt hatte, definierte »Opportunismus« als »selbstsüchtiges Eigeninteresse mit Arglist«; er hat aber mit dem Fortgang der Geschichte nichts zu tun. Die hierbei angestrebte Verallgemeinerung dieses Prinzips läuft begrifflich auf »Probleme aus asymmetrischer Information der Vertragsparteien« hinaus.

Die unerwarteten Probleme zeigten sich in Abschnitt 5 des genannten Artikels von Bengt Holmström und Paul Milgrom, betitelt mit »Beispiele«. In einer optimalen Welt blickt der (risikoneutrale) Prinzipal voll durch, und der Agent hat keine Chancen zum »moralischen Risiko«, einer Spezialform des generellen Opportunismus, der alle Prinzipal-Agenten-Modelle durchweht. Er muss also genau das tun, was der Prinzipal ihn anweist, denn der ist eine Art »Großer Bruder« und kann ihn kostenlos und vollständig beobachten. Der resultierende Profit ist maximal, und wir haben so eine *erstbeste* Lösung für das Anstrengungsniveau des Agenten. Dieser erhält einen konstanten Lohn, der den Grenzkosten seiner Tätigkeit entspricht. In einer unvollkommenen, *zweitbesten* Welt stellt sich dem Prinzipal aber allerhand in den Weg, im diskutierten Beispiel vor allem die nur unvollkommen oder auch gar nicht beobachtbaren »Kosten der Arbeitsanstrengung des Agenten«. Diese können vom Prinzipal dann eben auch nicht mehr dem Agenten auferlegt werden. Das Niveau der Arbeitsanstrengung sinkt ebenso wie der Profit des Agenten, und zwar umso mehr, je höher der Anstieg der Kosten ist; ein flacher Anstieg begünstigt dagegen, dass erst- und zweitbeste Lösung nahe beieinander liegen, genauso wie es die Neue Institutionenökonomik und auch der nicht immer so gesunde Menschenverstand vermuten lassen.

Genau das Gegenteil kommt aber dummerweise bei sorgfältigem Nachrechnen heraus. Um das gewünschte Ergebnis dennoch zu erreichen, bedienen sich die Autoren eines unzulässigen Tricks: Sie messen den Abstand nicht, wie üblich, als Differenz, sondern als Prozentsatz, tun aber so, als ob das der übliche Abstands-

2 Holmström, Milgrom 1987.

begriff wäre, und aktivieren so unser Alltagsverständnis. Klugerweise vermeiden sie aber den Begriff »Abstand« und sprechen stattdessen von »nahe bei« oder »in der Nähe von«. Sonst würde man sie gleich nach der Abstandsfunktion fragen, deren Bedingungen dieses Maß nicht entspricht, und der Schwindel flöge unmittelbar auf. So kommt es aber zu einer heimlichen Verkehrung von Nähe in Ferne und umgekehrt. Das vermeintliche Ergebnis ist wertlos. Ich wandte mich an den ersten der beiden Autoren und erhielt die überraschende Antwort, das hätten sie wohl bemerkt, und deswegen hätten sie ja auch ihr Abstandsmaß gewählt. Im Übrigen sei das doch »a matter of taste«, eine bloße Geschmackssache. Er tat also so, als ob es sich um eine harmlose Umrechnung der Temperatur von Celsius in Fahrenheit handeln würde. Ich wandte mich daraufhin an den verantwortlichen Herausgeber, Glenn Ellison, und bekam auf wiederholte Nachfrage schließlich den Bescheid, man habe keine Mängel in der Analyse meiner Kritik gefunden, aber betrachte sie nicht als etwas, das eine »Publikation als Korrektur eines Irrtums rechtfertigen würde«. In der Tat, es war kein versehentlicher Irrtum, sondern eine bewusste Irreführung! Eine Rechtfertigung oder Begründung für diese Einschätzung als »nicht publikationsbedürftig« fehlte, sie war wohl wieder eine bloße Geschmackssache.

Diese menschlich verständliche Abwimmelei ist in einem Punkt besonders betrüblich. In der allgemeinen Wohlfahrtsökonomik, die den theoretischen Hintergrund des Aufsatzes bildet, wird die Einbuße aus dem Verzicht auf die erstbeste Lösung und dem Rückgriff auf die durch eine Beschränkung oder einen staatlichen Eingriff erzwungene schlechtere zweitbeste Lösung gewöhnlich als »Wohlfahrtsverlust« bezeichnet, im Kontext des Monopols auch als »Verlust an volkswirtschaftlicher Rente«, im Falle der Besteuerung auch als »Zusatzlast«. Im Holmström-Milgrom-Artikel wird aber diese agententheoretische Zusatzlast (zwangsläufig) ebenfalls prozentual gemessen, was dazu führt, dass der so gemessene Wohlstandsverlust *zunimmt*, je mehr sich die zweitbeste der erstbesten Lösung *nähert*. Das deutet auf einen geringen Respekt der Autoren gegenüber ihren theoretischen Begriffen hin und ist selbst dann bedauernswert, wenn man dem wohlfahrtsökonomischen Ansatz als solchem kritisch gegenübersteht. Die Mathematik, von der man sich eine Präzisierung der Begriffe erhofft, wird hier als Mittel zu ihrer Verunklarung missbraucht.

Wie dieser Befund im Detail zu überprüfen ist, dafür gibt es zwei Wege. Der *erste*: Man lässt sich auf die leicht durchschaubare Heuristik eines Zahlenbeispiels ein, bemüht also nicht die etwas mühsame Mathematik, sondern glaubt dem Autor, dass er schon selber das formale Anwendungsbeispiel in *Econometrica* sauber nachgerechnet hat. Der *zweite* Weg ist: Man hält es wie im Märchen der Gebrüder Grimm *Das kluge Schneiderlein*,<sup>3</sup> an dessen Ende es heißt: »Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.« Man liest also den *Econometrica*-Artikel, dessen bibliografische Angaben in einem Link (am Ende dieses Textes) enthalten sind; auf diesem Wege erhält man auch meine formale Kritik an dem Modellbeispiel der zwei Autoren. Mein Text ist seit über 19 Jahren kostenfrei im Internet verfüg-

3 Nicht zu verwechseln mit dem *Tapferen Schneiderlein*.

bar, der von mir beanstandete Aufsatz ist dagegen nur über den Zugang JSTOR, aber üblicherweise nicht gebührenfrei erhältlich. Allerdings hat die *Econometric Society* wenige Tage nach Bekanntgabe der »Ökonomie-Nobelpreisträger« 2020, wenn auch nur »für eine begrenzte Zeit«, die Publikationen der beiden Laureaten auf ihrer Vereins-Homepage wenigstens zum Anschauen für jedermann freigeschaltet, darunter auch den hier kritisierten Artikel des Mitautors Paul Milgrom. Wie lange das noch möglich sein wird, verrät die Society nicht.

Kommen wir nun zum *ersten* Weg, dem einer zahlenmäßigen Plausibilisierung. Nimm an, Du hast eine erstbeste Lösung  $\mu = 6$  und eine zweitbeste Lösung  $\mu^* = 2$ . Die Entfernung zwischen beiden missest Du wie üblich als Differenz  $d = \mu - \mu^* = 6 - 2 = 4$ . Nun rückt  $\mu^*$  um eine Einheit näher an  $\mu = 6$ , das heißt  $\mu^*$  steigt auf  $\mu^{*'} = 3$ , und der Abstand, gemessen als Differenz  $d'$  zwischen  $\mu$  und  $\mu^{*'}$  =  $6 - 3 = 3$  ist erwartungsgemäß *kleiner* geworden (von 4 auf 3 gesunken). Nun miss stattdessen den Abstand prozentual, sozusagen als »prozentuale Differenz«, durch  $D = \mu^{*'}/\mu = 2/6 = 1/3$ . Erhöhe wieder den Wert der zweitbesten Lösung um eine Einheit auf  $\mu^{*''} = 3$  und erhalte  $D = \mu^{*''}/\mu = 3/6 = 1/2$ ,  $D$  hat also anscheinend *zugenommen*, da bekanntermaßen  $1/2$  größer ist  $1/3$ . Es entsteht also eine scheinbar gegenläufige Bewegung, indem man so tut, als ob der »prozentuale Abstand«  $D$  im Grunde dasselbe ist wie der übliche (absolute) Abstand  $d$ . Man redet einfach nur unterschiedslos von Abstand. Die beiden Autoren, Bengt Holmström und Paul Milgrom, vermeiden aber klugerweise das explizite Reden von »Abstand«, denn dann käme eben sofort die Frage nach der Metrik, nach der »Abstandsfunktion« (siehe oben). Stattdessen sagen sie einfach »nahe, in der Nähe von« und tun so, als ob der lebensweltliche Nähe-Begriff dasselbe meint wie ihre eigene implizite Neuschöpfung »(prozentuale) Nähe«. Aufkommende Zweifel beruhigen sie mit dem Hinweis, wie gut doch ihr Ergebnis mit unserer Alltagsintuition übereinstimmt.

Der *zweite* Weg: Es geht aber noch einfacher, ohne lästiges Zahlenbeispiel und mühselige Formeln, indem man direkt die Beziehung zwischen dem normalen (absoluten) Abstandsmaß  $d = \mu - \mu^*$  und dem von den Autoren erfundenen (relativen) Maß betrachtet und das wir im Folgenden mit  $D$  bezeichnen wollen.  $D$  gibt das Verhältnis von zweitbestester zu erstbestester Lösung  $\mu^*/\mu$  an und liegt daher immer zwischen 0 und 1. Teilen wir  $d$  durch  $\mu$ , so erhalten wir  $d/\mu = 1 - \mu^*/\mu = 1 - D$ . Daraus folgt unmittelbar  $D = 1 - d/\mu$ . Für jede gegebene Optimallösung  $\mu$  ergibt dies eine *inverse* Beziehung zwischen dem üblichen Abstandsmaß  $d$ , das zeigt, wie wenig oder wie sehr die zweitbeste Lösung  $\mu^*$  von der erstbesten Lösung  $\mu$  abweicht. Wenn  $\mu^*$  sich immer mehr von der Optimallösung  $\mu$  entfernt, nimmt der Abstand  $d$  zu, und da jetzt ein immer größerer Betrag  $d/\mu$  zwischen 0 und 1 von 1 abgezogen wird, wird das relative »Abstandsmaß«  $D$  immer kleiner. Die tatsächlich *wachsende Entfernung* zwischen den beiden Lösungen wird von  $D$  als *zunehmende Nähe* registriert. In umgekehrter Richtung führt eine *Annäherung* von  $\mu^*$  an  $\mu$  dazu, dass immer weniger von 1 abgezogen wird, dass also das erfundene Maß  $D$  jetzt eine *zunehmende Entfernung* feststellt. Kurz: Nähe und Ferne werden einfach vertauscht. Warum dieser Aufwand? Bei Anwendung des normalen Abstandsmaßes ergäbe sich das den Autoren unerwünschte Resultat, dass stei-

gende Grenzkosten der Arbeitsanstrengung erstbeste und zweitbeste Lösung näher aneinander führen.<sup>4</sup> Die Anwendung des erfundenen Maßes D macht aus dieser Annäherung aber eine (scheinbar) zunehmende Entfernung. Das hat allerdings einen hohen, ja untragbaren Preis: Das frisch erfundene Maß D erfüllt nicht die Bedingungen einer Abstandsfunktion, erlaubt also auch keine Aussagen über Nähe (und Ferne), und es führt zu ökonomisch unsinnigen Folgerungen wie etwa der, dass die Wohlfahrtsverluste aus zweitbesten Lösungen *zunehmen*, je mehr sich die zweitbesten Lösungen der erstbesten Lösung *annähern*.

Der damalige Herausgeber der hoch angesehenen Fachzeitschrift *Econometrica*, welche die »Metrik« sogar in ihrem Titel trägt, Angus Deaton (MIT), und die beiden von ihm beauftragten anonymen Gutachter, deren Beurteilung des eingereichten Artikels wohl für immer apokryph bleiben wird, haben offenbar diesen Trick übersehen. Das ist in diesem Fall besonders peinlich. Deaton (Princeton-Professor seit 1983) betont nämlich in seinem Erfolgsbuch *The Great Escape*<sup>5</sup> gleich im Vorwort, wie wichtig es ist, korrekt zu messen; in der deutschen Ausgabe *Der große Ausbruch* sagt er schon in der Einleitung, »wie wichtig Messverfahren sind – wie wenig wir ohne exakte Messdaten aussagen können und wie sehr es darauf ankommt, richtig zu messen«.<sup>6</sup> Seine optimistische Perspektive für eine von Wissenschaft und Politik unterstützte, ethisch fundierte und empirisch verlässlich gemessene Überwindung der Armut ist keineswegs illusionär angelegt, da er auch immer wieder mit Rückschlägen rechnet. Aus der bisherigen Entwicklung erkennt er einen berechtigten Grund für die Erwartung, »dass es wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft gelingen wird, die Rückschläge hinzunehmen und die Hindernisse auf dem Weg in die Freiheit zu überwinden«.<sup>7</sup> Das möchte man gern glauben, aber sicher sein kann man sich nicht. Es bleibt im Hinblick auf den Artikel von Holmström und Milgrom, was immer die Gründe für seine Veröffentlichung sein mögen, doch nur die abschließende Feststellung, dass er *so* in *Econometrica* niemals hätte erscheinen dürfen. Wenn das Durchwinken des Aufsatzes doch kein Versehen, sondern Absicht gewesen sollte (was man nicht glauben kann und will), wäre das allerdings ein richtiger Skandal.

Der mittlerweile 88 Jahre alten Tradition von »detaillierten und wohl durchdachten Beurteilungen«, deren sich *Econometrica* auf ihrer Website berüht, ist in diesem Falle offenbar eine viel ältere, nämlich die 2500-jährige Tradition des tatsächlichen und des nur vermeintlichen »Trugschlusses« in die Quere gekommen, ein Begriff, der sich unter verschiedenen Bezeichnungen (wie »Sophisma«, »Logisma«, »Aporie« oder »Paradox«) schon in der griechischen Antike findet. Solche »Trugschlüsse« oder Fehlschlüsse trugen in diesen Zeiten viel zur Reputation und zum Lebensunterhalt mancher Philosophen bei, waren aber schon damals umstritten, wie etwa die Doppelbedeutung der »Sophisten« als »Weis-

4 Nutzinger 2002.

5 Deaton 2013.

6 Deaton 2017, S. 13.

7 Ebd., S. 417.

heitslehrer« und als »Wortklauber« vermuten lässt. Ich denke hier konkret an Zenon von Elea, der selbst kein Sophist war, uns aber das angebliche Paradox »Achilles und die Schildkröte« hinterlassen hat. Es beruht auf einem ähnlichen Trick wie dem der »relativen Abstandsmessung«: In den Gang der Erzählung baut Zenon eine unmerkliche, zunehmende Zeitlupe ein, die verhindert, dass Achill, der die Schildkröte in der Realität locker überholt, je die Schildkröte ganz einholen kann, denn an der Stelle, wo das geschehen würde, stoppt der Film dann vollständig. Die Artikelautoren gehen ziemlich analog vor, indem sie durch eine Messung der prozentualen anstelle der absoluten Distanz klammheimlich den gewöhnlichen Sinn von »Nähe« und »Ferne« in ihr Gegenteil verkehren.

Von den sechs Beteiligten an dieser Publikation kennen wir nur vier, die beiden Gutachter, die den Aufsatz 1987 durchgewunken haben, werden unbekannt bleiben. Sie könnten aber – wer weiß – »Wirtschaftsnobelpreisträger« sein. Sicher wissen wir das von den beiden Autoren: Holmström hat 2016, Milgrom 2020 diese Auszeichnung erhalten. Der britisch-amerikanische Herausgeber von *Econometrica* im Erscheinungsjahr 1987, Angus Deaton, hat diesen »Nobelpreis« bereits 2015 verliehen bekommen. Und Glenn Ellison (MIT), der 2002 eine Fehlerkorrektur für unangebracht hielt, ist heute wie damals Professor für Wirtschaftswissenschaften am MIT. Wir erhalten also eine »Nobelquote« von mindestens 50 Prozent. Man darf jetzt nicht den Fehler begehen und diese Wissenschaftler auf diesen Aufsatz oder gar noch auf diesen Fehler zu reduzieren; sie haben sicherlich wesentliche Leistungen für die Ökonomik erbracht, so wie sie sich heute präsentiert, und man sollte nicht voreilig von »Fehlentscheidung« sprechen. Wesentlich für den unglücklichen Verlauf der ganzen Angelegenheit war wohl, dass Deatons Mitherausgeber (»Associate Editor«) im Jahr 1987, Holmström, zugleich Mitautor des Aufsatzes war und dass Ellison und Holmström 2002 Professorenkollegen am MIT waren. Welches Narrativ man sich zu diesen dürren Fakten hinzudenkt, ist reine Spekulation. Die dichterische Ausgestaltung sollte man im Zweifel den Aspirant(inn)en auf den Literaturnobelpreis überlassen. Die ökonomietheoretische Analyse führt zu den »Ordnungsproblemen zweiter und höherer Ordnung«,<sup>8</sup> deren Lösung ebenso schwierig wie essentiell ist.

Bestehende Bedenken gegen den »Wirtschaftsnobelpreis« werden allerdings durch diesen Vorgang aufgefrischt. Alfred Nobel selbst stand der Ökonomik mit großen Bedenken gegenüber, manche sprechen sogar von Hass. Seine Vorbehalte erscheinen in diesem Licht nicht ganz grundlos. Man hat den Eindruck, hier hat sich ein Teilgebiet der Wirtschaftswissenschaften, nämlich das Marketing, offenbar ungebührlich in den Vordergrund geschoben, obwohl es nicht den Kernbereich ökonomischer Theoriebildung ausmacht. Gerade mathematisch orientierte Ökonomen haben sich hier gerne an Alfred Nobels Testament vorbeigemogelt unter Mithilfe der Schwedischen Reichsbank, die äußere Form, Preishöhe und Verleihungsmodalitäten so an die »echten« Nobelpreise angeglichen hat, dass heute ganz erwartungsgemäß kaum jemand vom »Schwedischen Reichsbankpreis« spricht, was die Wahrheit wäre, sondern von »Nobelpreis« (für Wirt-

8 Leipold 2006.

schaftswissenschaften) oder allenfalls noch vom »Nobel-Gedenkpreis«. Aber es geht hier ja gar nicht um das Gedenken an Alfred Nobel, sondern um die Selbstinszenierung der Wirtschaftswissenschaften als Königin der Sozialwissenschaften. Gewiss, mithilfe der Mathematik konnte die Ökonomik sowohl in theoretischer als auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht in den letzten 100 Jahren seit Max Webers Tod wesentliche Fortschritte erzielen, die heute niemand mehr missen möchte. Aber auch für die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Wirtschaft(swissenschaften) gilt, was Honoré de Balzac über das Geld gesagt hat: Sie ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr.

Die Klärung der zentralen wissenschaftstheoretischen und ethischen Grundfragen der Ökonomik steht dagegen noch ganz am Anfang. Gute Hilfe kann dabei eine einführende und zugleich ziemlich umfassende Darstellung von Argumentationstheorie, Sprache und Wissenschaftsphilosophie bieten, welche die international bedeutenden Wissenschaftler Jon Elster, Lars Walløe und Dagfinn Føllesdal im Kontext des für Studierende aller Fakultäten der Universität Oslo verbindlichen *Examen Philosophicum* 1986 in Norwegisch veröffentlicht haben. Eine deutsche Ausgabe erschien 1988 unter dem Titel *Rationale Argumentation*.<sup>9</sup> Sie leistet, ganz im Sinne von Max Weber, Hervorragendes für die Einheit der Wissenschaften bei Anerkennung disziplinärer Besonderheiten. Nun sind Norwegisch und heutzutage leider auch Deutsch keine internationalen Wissenschaftssprachen (mehr), und eine englische Übersetzung existiert immer noch nicht. Daher hatten Deaton, Ellison und Milgrom keinen Zugang zu diesem grundlegenden Werk. Bengt Holmström besaß aber als schwedischer Muttersprachler schon 1986 einen passablen Zutritt zum norwegischen Original und seit 20 Jahren sogar einen barrierefreien Zugang zur schwedischen Übersetzung. Er hat ihn offensichtlich nicht genutzt.

Als Probe aufs Exempel und zugleich als Versuch einer vorläufigen Zusammenfassung meiner Kritik referiere ich kurz die Darstellung des »intentionalistischen Fehlschlusses« in diesem Buch. Sie erfolgt durch die Wiedergabe und Kommentierung eines Streitgesprächs zwischen Humpty Dumpty und Alice in Lewis Carrolls Kinderbuch *Hinter den Spiegeln*. Und das geht so: Humpty Dumpty entwickelt gegenüber dem Mädchen das Argument, dass es 364 Tage im Jahr gibt, an denen es Nichtgeburtstagesgeschenke bekommen könnte, und nur einen für Geburtstagesgeschenke. Er fügt hinzu: »Hier ist Ruhm (*glory*) für Dich.« Alice entgegnet: »Ich weiß nicht, was Du mit ›Ruhm‹ meinst.« Darauf Humpty Dumpty mit verächtlichem Lächeln: »Natürlich weißt Du das nicht – bis ich Dir das sage. Ich meinte, ›hier ist ein nettes schlagendes Argument für Dich.« Alice wendet ein: »Aber ›Ruhm‹ bedeutet nicht ›ein schlagendes Argument.« Jetzt spitzt sich das Gespräch zu:

»Wenn *ich* ein Wort gebrauche«, sagte Humpty Dumpty herablassend, »dann hat es genau die Bedeutung, von der ich will, dass es sie hat – nicht mehr und nicht weniger.« »Die Frage ist«, sagte Alice, »ob Du die Wörter dazu bringen

9 Elster et al. 2010 [1988].

kannst, so viele verschiedene Dinge zu bedeuten.« »Die Frage ist«, sagte Humpty Dumpty, »wer hier der Herr sein soll – das ist alles.«<sup>10</sup>

Elster, Walløe und Follesdal kommentieren diesen Disput so: Die »Theorie, wonach ein Wort jeweils die Bedeutung hat, von der der Sprecher will, dass es sie hat – diese Theorie wird oft als die Humpty-Dumpty-Theorie der Bedeutung bezeichnet. Was in dieser Theorie übersehen wird, ist die Tatsache, dass Sprache und Bedeutung nicht nur eine Frage der *Intention*, sondern auch eine der *Konvention* sind. Das heißt: Die von uns verwendeten sprachlichen Ausdrücke erhalten ihre Bedeutung beziehungsweise sind kommunikativ verwendbar, sowie sie in eine Sprache eingebettet sind.«<sup>11</sup> Wir befinden uns gleichsam in einem bisher wenig beforschten Seitentrakt von Alices Wunderland, in dem Zenon von Elea (»Achilles und die Schildkröte«), Donald Trump/Kellyanne Conway (»alternative Fakten«) und Humpty Dumpty fröhlich Urständ feiern.

Am Ende mag die Leserschaft trotz alledem fragen: Ist das Bestehen auf einer korrekten Abstandsmessung, das diesen Text durchzieht, nicht eine wissenschaftstheoretische Übertreibung einer Kleinigkeit, die für die Praxis ziemlich irrelevant ist? Ich halte diese Auffassung für falsch und versuche es mit einem Beweis durch die Annahme des Gegenteils. Verlassen wir also die *Ivy League*, überspringen wir schnell die *Europa League* und begeben wir uns auf einen Bolzplatz irgendwo in der Provinz. Dort sehen wir ein paar Buben begeistert Fußball spielen. Ihr Können ist noch wenig entwickelt, und ihre fußballerische Vision, soweit es sie selbst betrifft, geht nicht über die *Kreisklasse* hinaus, bei einigen von ihnen noch nicht einmal so weit. Doch halt! Wir sind in den Zeiten der Corona-Pandemie, und man sieht schon mit bloßem Auge, dass die Buben in ihrem hitzigen Kampf die vorgeschriebenen Abstände nicht einhalten. Ordentlich, wie wir nun einmal sind, rufen wir die Polizei, die auch alsbald kommt und den jugendlichen Spielern bedeutet, dass sie zu spielen aufhören müssen, wenn sie nicht sofort auf Distanz gehen. Die Buben berufen sich dagegen auf einen Nobelpreisträger aus Amerika, der ihnen gesagt habe, die Abstandsmessung sei eine Frage des Geschmacks, und der hätte ihnen sogar ein Maß geschenkt, demzufolge ihr Abstand voneinander umso größer werde, je näher sie aneinander rückten.

Die Polizisten sagen den Buben nun eindringlich, das sei keineswegs eine Geschmackssache, sondern sogar eine Strafsache, mindestens eine Ordnungswidrigkeit, auf die ein saftiges Bußgeld stehe. Zusätzlich holen sie noch die Eltern der Knaben herbei, murmeln etwas von »Verletzung der Aufsichtspflicht« und fordern die Eltern ultimativ auf, nun ihren Nachwuchs auf unbedingte Abstandshaltung einzuschwören, sonst sei jetzt Schluss! Zum Erstaunen der Beamt(inn)en entgegen ihnen die Eltern, das, was die Polizei da erzähle, sei schon irgendwie plausibel, aber es handle sich doch nicht um ein Fehlverhalten, das eine Korrektur durch Verhaltensänderung rechtfertige. Nun reißt den Polizisten endgültig der Geduldsfaden, und es kommt zu Anzeigen und zu nachfolgenden Bußgeldbescheiden, die sich schädlich auf die Portemonnaies der Betroffenen auswirken. Das

10 Zitiert nach ebd., S. 116.

11 Ebd., S. 116 f.

Fußballspiel wird abgebrochen, die Buben müssen den Bolzplatz verlassen. Am Ende bewirkt die Zusatzlast der verhängten finanziellen Sanktion, was vernünftige Reflexion nicht leisten konnte oder wollte.

Damit sind wir wieder bei Max Weber<sup>12</sup> angelangt. In seinem berühmten Vortrag »Wissenschaft als Beruf« legt Weber größten Wert auf »schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit« als einzige Pflicht des Wissenschaftlers im Hörsaal (und, so möchte man hinzufügen, in wissenschaftlichen Fachzeitschriften). Seine Kritik richtete sich vor allem gegen eine »Kathedersprophetie«, die sich auf höhere Einsicht von Universitätsprofessor(inn)en und anderen Akademiker(inne)n berief und zugleich stützte. Weber wandte sich gegen den Normativismus und einen zur Theoriefeindlichkeit gesteigerten Historismus bei Gustav Schmoller und der »Jüngerer Historischen Schule, der er ja selber entsprungen war. Er stand im »Methodenstreit« eher auf der Seite der theoriegeleiteten »Österreicher« (Eugen von Böhm-Bawerk, Carl Menger und andere), sah aber auch die Gefahr eines einseitig am Vorbild der Physik orientierten »*naturalistischen Monismus*« in der Nationalökonomie, der die Vielfalt der Fragestellungen und Methoden, vor allem die Bedeutung von Ideen in der gesellschaftlichen Entwicklung, nicht angemessen zur Kenntnis nimmt.<sup>13</sup>

Die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften in den letzten 100 Jahren ist fast vollständig über Max Weber hinweggegangen. Das zeigt sich anschaulich schon bei Joseph A. Schumpeter, der 1914 noch mit Weber beim *Grundriß der Sozialökonomik* kooperierte und dabei bereits wichtige Vorarbeiten zu seiner 1954 posthum erschienenen *History of Economic Analysis*<sup>14</sup> erbrachte. Hier aber urteilt er über Weber, dieser sei »eigentlich überhaupt kein Ökonom gewesen.«<sup>15</sup> Interessanterweise war Schumpeter ein Protagonist bei der Gründung der »Econometric Society« 1933, obwohl er selbst weitgehend verbal argumentierte. Betrachtet man die heutige Situation des Fachs, so gewinnt man den Eindruck, dass der von Weber befürchtete »naturalistische Monismus« in der theoretischen Ökonomie auf der ganzen Linie gesiegt hat. Das Fach hat heute zwar eine Vielzahl zuvor außerökonomischer Fragestellungen in seinen Untersuchungsbereich aufgenommen, unterwirft sie aber durchgängig einem – mittlerweile formal anspruchsvollen – mathematischen Vorteilskalkül.

Die dabei angestrebte methodologische Vereinheitlichung hat aber ihrerseits Vorteile und Nachteile, die wir hier nicht näher untersuchen wollen. Weber hätte sicher vehement auf die Nachteile eines ubiquitären »naturalistischen Monismus« hingewiesen. Der Gebrauch physikalisch-mathematischer Begriffe und Verfahren in dem fraglichen Artikel – die Autoren sprechen zum Beispiel von »Brown'scher Bewegung« (*Brownian motion*) – verbürgt eben noch nicht die Angemessenheit des Vorgehens und die Relevanz der so erzielten Ergebnisse. Sicher dagegen ist der

12 Weber 1988 [1919], S. 612 f.

13 Siehe dazu Kurz 2020, S. 333 f.

14 Schumpeter 1972 [1954].

15 Ebd., S. 819.

Schaden, der entsteht, wenn unerwünschte Resultate des eigenen Ansatzes durch elementare mathematische und linguistische Tricks verschleiert werden. Das ist unzulässig, unabhängig davon, wie man zu dem »naturalistischen Naturalismus« der beiden Autoren steht. Solche Kniffe sind aber auch geeignet, die Reputation der Beteiligten zu beschädigen. Max Webers Ansprüche an die Rechtschaffenheit wissenschaftlichen Arbeitens legen jedenfalls die Vermutung nahe, dass er mehr noch als die quasi-naturwissenschaftliche Vorgehensweise der Verfasser ihre kleinen mathematisch-linguistischen Listen gegeißelt hätte. Selbst diejenigen Ökonom(inn)en, die Max Weber für »überholt« betrachten (und das ist vermutlich eine satte Mehrheit), können von ihm immer noch Entscheidendes lernen, wenn sie Wirtschaftswissenschaften als Beruf praktizieren.

## Literatur

- Deaton, Angus 2013. *The Great Escape. Health, Wealth, and the Origins of Inequality*. Princeton: Princeton University Press.
- Deaton, Angus 2017. *Der große Ausbruch. Von Armut und Wohlstand der Nationen*. Stuttgart: Cotta.
- Elster, Jon; Walløe, Lars; Føllesdal, Dagfinn 2010 [1988]. *Rationale Argumentation. Ein Grundkurs in Argumentations- und Wissenschaftstheorie*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Holmström, Bengt; Milgrom, Paul 1987. »Aggregation and Linearity in the Provision of Intertemporal Incentives«, in *Econometrica* 55, S. 303-328.
- Kurz, Heinz D. 2020. »Über die scheinbare Paradoxie von Weltablehnung und Erwerbavirtuosität«, in *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 4, 21, S. 326-352.
- Leipold, Helmut 2006. *Kulturvergleichende Institutionenökonomik*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Nutzinger, Hans G. 2002. *A Note on B. Holmström/P. Milgrom: »Aggregation and Linearity in the Provision of Intertemporal Incentives«*. Universität Kassel, Juni 2002. urn:nbn.de:hebis:34-2011020335604.
- Schumpeter, Joseph A. 1972 [1954]. *History of Economic Analysis*. 8. Auflage. Oxford: Oxford University Press.
- Weber, Max 1988 [1919]. »Wissenschaft als Beruf«, in *Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, S. 582-613. 7. Auflage. Tübingen: Mohr.

**Zusammenfassung:** Die Neue Institutionenökonomik befasst sich vor allem mit dem Problem des »Opportunismus« der »Agenten« gegenüber dem »Prinzipal«. Im Rahmen dieser Theorie veröffentlichten die späteren Träger des Preises der Schwedischen Reichsbank (»Wirtschaftsnobelpreis«), Holmström und Milgrom, in einer führenden mathematisch-ökonomischen Zeitschrift einen Aufsatz, in dem ein kategorischer Fehler auftrat. Nachdenklich macht, dass der Hinweis auf den Fehler nicht zu einer Revision führte.

**Stichworte:** Institutionenökonomik, Opportunismus, Wissenschaftstheorie, Wohlfahrtsökonomik, Nobelpreis, Abstandsfunktion

### Max Weber, Institutional Economics, and the »Economic Nobel Prize«

**Summary:** A major issue in new institutional economics is the »opportunism« of the »agent« vis-à-vis his »principal«, which leads to suboptimal results. Within this framework, the later recipients of the Swedish Riksbank prize (»economic Nobel prize«), Holmström and Milgrom, published an article in a leading journal for mathematical economics, which contained a category mistake. It is thought-provoking that pointing out the error did not lead to a revision.

**Keywords:** institutional economics, opportunism, philosophy of science, welfare economics, Nobel prize, distance function

#### Autor

Hans G. Nutzinger  
Prof. em. Universität Kassel  
nutzinger@uni-kassel.de

Leviathan, 49. Jg., 3/2021